

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 19

Artikel: Aus Pariser Lazaretten

Autor: Trösch, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Pariser Lazaretten.

Aus dem Werke „Der Weltkrieg und die Schweiz“ von Dr. E. und W. Trösch.

Der Arzt kommt!

„Na, mein Junge, wie geht's dir denn heute?“ — Er hat sich an den Mann gewandt, der der Türe zunächst liegt.

Es ist ein Bauernbursche von zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahren. Das eine Bein steckt unter der Decke hervor. Es ist unförmig und dick wie ein Elefantenbein, und der Fuß ist kein Fuß mehr: Wundbrand.

Es sieht entsetzlich aus, aber der Arzt sagt ganz ruhig: „So, nun ist es bald so weit. Und nun sollst du mal sehen: bald ist es wieder so fein und schlank und weiß wie eine lebendige Prinzessin.“

Der Verwundete sieht von dem verstümmelten Fuß auf den Arzt und lächelt schwach:

„Glauben Sie das wirklich, mon docteur!“

„Gewiß, mein Sohn. Aber nun muß ich mal dein anderes Bein sehen.“

Die Decke wird zurückgeschlagen, aber das andere Bein — ist nicht da. Oder nein, doch, es ist noch etwas von ihm übrig geblieben, ein winziger, in Binden gehüllter Stumpf, etwa 15 Zentimeter.

„Na, nun zieh' mal „die Mütze“ ab, mein Sohn.“

Und der Kranke zieht die Mütze von dem Beinestumpf ab, etwa wie ein anderer eine weiche, gestickte Mütze abzieht.

„Und nun hör' mal, was ich dir sagen will, mein Junge. Das Bein ist schlecht amputiert. Du sagst ja auch, es war in der Feldaambulanz, oben bei Arras. Da sind sie eben überbürdet, und man darf ihnen deshalb keinen Vorwurf machen, denn es gibt noch andere vom Wundbrand zu retten, als dich. Da ist es nun so geworden, wie es ist. Du verstehst also, wir müssen noch ein kleines Stückchen von deinem Bein abjagen, damit wir dir später ein künstliches machen können.“ — In dem Gesicht des jungen Burschen

wühlt und zuckt es, und plötzlich bricht er in Tränen aus.

„Nur immer gefaßt sein, nur nicht weinen, mein Kind!“

«Mais mon docteur, ich habe so viel ausgehalten! da sehen sie meinen Fuß an, und dann das Bein — das Bein, das fort ist, und dann — — dann habe ich geglaubt, nun sei es endlich zu Ende, und nun — — nein, also noch einmal! Und dann vielleicht noch immer kein Ende, vielleicht — — —“

„Nun sei doch mal vernünftig, mein Kind. Du mußt doch einsehen, daß du dein Bein, so wie es jetzt ist, nie wieder gebrauchen können. Ich verspreche dir, daß diese Operation die letzte ist; mehr schneiden wir dir nicht mehr fort. Und wenn du dann heimkommst zu den Deinen, und man hört durch die Gassen dein Holzbein klappern, da wird ein jeder immer wieder an dich denken, und ein jeder wird sagen: „Seht, da kommt Gaston der Held!“ Verstehst du wohl? Und nun kannst du die Mütze wieder überziehen.“

Und der Arzt wendet sich zur Oberschwester:

„Morgen also!“

«Bien, mon docteur!»

Der Verwundete wischt mit seinem breiten knöchigen Handrücken die Tränen fort. Seine Stirn ist gefurcht, sein Gesicht von Schmerzen entstellt.

„Morgen also?“ fragt er mit mühsam verhaltenem Schluchzen.

„Ja, morgen!“

„Daß es doch niemals ein Ende nimmt! Ach, hätten sie mich doch lieber totgeschossen da draußen!“

Der Arzt hat sich zu mir gewendet:

„Hier sehen Sie den Mutigsten, den ich bis jetzt getroffen habe, Monsieur. Nicht wahr, mein Sohn? Es ist ein Marinesoldat. Er kennt keine Nerven.“

Aus den weißen Rissen schaut auf uns ein wettergebräuntes, härtiges, verbittertes Gesicht. Die dunkeln Augen starren den Arzt ausdruckslos an, während die Lippen murmeln:

« Bonjour, mon docteur! »

Die Schwestern haben seine Decke zurückgeschlagen. Er liegt unbeweglich, mit zusammengepreßten Lippen, die braunen Finger in die Matratze gekrallt. Kommt man denn niemals dieser Wunde auf den Grund? ... Doch, nun liegt sie offen da — —. Ich weiche zurück.

Während ein Unterarzt und zwei Schwestern die Wunde untersuchen, erzählt mit der Chefarzt des Mannes Geschichte:

„Ein Granatsplitter hat ihm die Hüfte aufgerissen. Er sank um und kam neben einen Kameraden zu liegen, der leichter verwundet war. Als nun der Kugelregen sich etwas gelegt hatte, versuchte der andere diesen hier mit sich fortzuschleppen. Es ging dann auch einigermaßen — *comme ci, comme ça* — ein paar hundert Meter. Dann aber sagte dieser hier: „Nein, auf diese Weise kommen wir im Leben nicht weiter. Laß du mich ruhig liegen und sieh' zu, daß du selber zur Ambulanz kommst, hinterher können sie mich dann ja holen.“ Der Kamerad geht also. Als er so etwa die fünfzig Meter fort ist, sieht dieser hier, wie ihm der Kopf abgerissen wird, glatt über dem Hals. Dieser hier aber kriecht drei Kilometer weiter bis zur nächsten Ambulanz. Mit einer solchen Wunde und dem ungeheuren Blutverlust — drei Kilometer. Das, glaube ich, wird wohl der Reford im Kriechen sein. Allerdings — er brauchte dazu einen Nachmittag und eine ganze Nacht...“

Der Marinesoldat sieht dem Arzt starr in die Augen und nickt bekräftigend, während die Wunde wieder vollgepackt wird, langsam und gewissenhaft.

Wir kamen in einen Raum, in dem nur ein einziges Bett stand. Da liegt nur ein

junger Mensch mit der alten Geschichte: siebzehn Granatsplitter und Wundbrand in einem Bein. Sein leichenblaßes, abgemagertes Gesicht trägt keinen menschlichen Ausdruck mehr; man fühlt auf den ersten Blick: er ist hinüber; in dem nämlichen Augenblick, da das Gesicht aufflammte, hat er die Grenze überschritten; und nun liegt er da mit schwarzumrandeten Augen und lacht ein heimliches, ein wahnwitziges Lachen, als er den Arzt erblickt.

„Wir haben ihn absondern müssen,“ sagt der Arzt. „Er hat den Verstand verloren. Er leidet an Halluzinationen, oder besser gesagt, nicht an Halluzinationen, sondern an dem, was er erlebt hat. — Ich bin der Sache nicht recht auf den Grund gekommen, wie es eigentlich zuging, als er verwundet wurde. Ich weiß nur so viel, daß es in einem Handgemenge um eine Regimentsfahne war, die es zu retten oder verlieren galt. Es muß die reine Hölle gewesen sein. Und das brachte ihn um den Verstand. ... Nun sieht er das alles immer wieder um sich, Stunde um Stunde, und über all diesem irgendein graueses Fabelwesen. Es ist schlimmer als zehn Schlachtfelder, wenn er zu phantasieren beginnt.“

Er legte die Hand auf den Kopf und streichelte ihn.

„Armer Junge! Auch du gehörst nicht zu einem Kriegergeschlecht...“

Und das totenfarbige Gesicht in den Rissen zuckt in einem wahnwitzigen Lachen.

„Doktor“, sagte ich auf dem Gang, „sagen Sie mir mal aufrichtig, gibt es wirklich solche, die wieder hinaus möchten an die Front.“

« Monsieur, ich antworte Ihnen darauf, was unlängst ein englischer Offizier zu mir sagte: derjenige, der behauptet, daß er sich in die Hölle da draußen zurücksehnt, der lügt. Einen solchen Krieg hat ja die Welt noch nicht erlebt. Und solche Löcher, wie die Kanonen der Verbündeten sowohl wie die der

Deutschen in einen Menschenkörper reißen, — — das ist einfach unerhört. Etwas anderes ist es allerdings, resigniert und mutig zurückzukehren, wenn man wieder hergestellt ist. Das will aber nicht heißen, daß man hinaus möchte, wenn es auch, im Grunde genommen, so vielleicht besser ist. Denn vor einigen Monaten noch war es Enthusiasmus. Nun aber ist es das Erkennen, um was es gilt und der Wille, zu gehen. Und wenn man dann erst mal draußen ist — — —“

Er zuckt die Achseln.

„Da peitscht einem dann eben die Nerven-
spannung wieder an.“

Ein großes Privathotel im Parc Monceaux-Viertel. Ich bin tagsüber von Hospital zu Hospital gewandert: ich habe verstümmelte Soldaten gesehen, amputierte Gliedmaßen, Wundbrand, zerichmettete Schultern, furchtbare Wunden und eine furchtbare Resignation. Nun sinkt die Dämmerung herab. Ich sitze in einem großen Salon mit Marmorsäulen und ziselierten Bronzeornamenten. Draußen vor den hohen, weißen Türen, die auf die Terrasse führen, liegt der kleine Park melancholisch im Zwielicht des entchwundenen Wintertages. Die Bäume stehen schwarz gegen den Abendhimmel; von den kahlen Zweigen tropft es.

Das Privathotel ist als Genesungsheim eingerichtet für die, die aus den Hospitälern ausgeschieden werden. Das Zimmer, in dem ich sitze, ist der Offiziersraum. In einem Lehnstuhl sitzt ein Oberstleutnant, dem ein Arm und ein Bein fehlt. Auf einem Ruhebett liegt ein Major eines afrikanischen Kavallerieregiments. Er liegt unbeweglich und stiert teilnahmslos vor sich hin. Ein Infanterie-leutnant wird gerade vom Wärter wie ein kleines Kind angezogen, um drunten im Park ein wenig auf- und abzugehen. Auf einem Bett in der Ecke liegt ein Artillieriemajor auf dem Bauche und läßt die linke Wade massieren,

die ihm die Kugel durchschlagen hat. In einer andern Ecke macht ein Hauptmann eines Kolonialregiments in voller Uniform — Mütze, Pelervine, Handschuhe — unaufhörlich die Runde um sein Bett. Er wandert ununterbrochen, ohne auch nur einen Moment innezuhalten, ununterbrochen — in die Runde, in die Runde, in die Runde. — — Er ist wahnsinnig... Er ist unverletzt: keine Kugel hat ihn getroffen, aber die Nervenspannung war zu groß für ihn, — er brach zusammen. In die Runde, immer wieder in die Runde wandert er um sein Bett, als sei er vor dem Feinde auf einem Erkundungsgang.

An einem Tisch in der Mitte des Zimmers sitzt eine Dame von etwa 45 Jahren. Es liegt etwas unsagbar Niedergedrücktes, Hoffnungsloses über ihr. Dann und wann wirft sie einen Blick zu einem Offizier hinüber, der massiert wird, — es ist ihr Gatte. Und dieser eine flüchtige Blick sagt alles. Bei Mons wurde er verwundet, und nun ist er bald wieder hergestellt, nun muß er bald wieder hinaus. Vierzehn Tage noch und dann wird es von neuem beginnen — dieselbe Angst, dasselbe unheimliche, endlose Warten, die langen, schlaflosen Nächte und die nicht endenwollenden Tage, die man vergeblich mit irgend etwas auszufüllen sucht, um sich nur wieder hinüberzuretten in die nächste schlaflose Nacht. Und nun ist auch noch der Winter da. — Wie, wenn er nun niemals wieder heimkehrt? — — —

Die Offiziere sitzen in sich selbst versunken da, niemand spricht ein Wort. Nur derjenige, der massiert wird, murmelt hin und wieder ein „Donnerwetter!“, wenn der Masseur ihn zu hart aufsaßt. Und der wahnsinnige Hauptmann wandert immer weiter — in die Runde. — — —

Und hier in diesem Raume wird mir plötzlich klar, was mir angesichts klaffender Wunden und verstümmelter Gliedmaßen nicht klar geworden: ich fühle es plötzlich, was es eigentlich bedeutet, dem Krieg Auge in Auge

gegenüberzustehen: ich fühle nicht die Spannung des Schlachtfeldes, nicht den tausendfach lauernden Tod, nicht die jäh aufflammende Begeisterung, sondern ich fühle das Innerste,

das Letzte: die eisige Totenstille, die sich auf alle Bilder des Grauens niederseht und doch niemals instande sein wird, sie aus der Erinnerung zu löschen....

Arzt und Patient.

4. In der Sprechstunde.

Wann soll der Patient in die Sprechstunde kommen? Im allgemeinen ist das zu empfehlen: Wenn es sich voraussichtlich um einen Verband, um eine Operation, um eine Untersuchung von Augen, Ohren, Hals oder Nase handelt, soll man die Sprechstunde aufsuchen, d. h. den Arzt in seiner Wohnung. Denn in seiner eigenen Behausung weiß der Arzt am besten Bescheid, hier hat er sein ganzes Instrumentarium zur Hand, er ist mit den Lichtverhältnissen gut vertraut. So spielen sich denn hier kleinere Operationen und Verbände viel rascher ab. Zudem ist hier jeder Arzt gleich instande, seine Instrumente in gehöriger Weise zu desinfizieren und hat auch geeignete Möbel zur Verfügung, um eine zweckmäßige Lagerung des Patienten zu erzielen. Um das Gesagte besser zu veranschaulichen, will ich hier das Zahnziehen, eine kleine Operation, anführen. Wiederholt schon bin ich in die Behausung eines Patienten zur Entfernung eines Zahnes gerufen worden, um dort zu finden, daß mir vorher nicht der richtige Zahn bezeichnet worden war. Dementsprechend hatte ich dann nicht die dazu gehörige Zange (alle Zangen mitzunehmen, ist viel zu umständlich). Es entstand nun eine Pause, bis das richtige Instrument herbeigeschafft war, während deren der Schmerz durch die lange Erwartung des Künftigen gesteigert wurde.

Bemerken möchte ich noch, daß die meisten Menschen vor dem Zahnziehen einen ganz besonderen Respekt haben, sie nennen es auch Zahnreißen und das gibt wohl den Ursprung

der Furcht an. Manche Bader „reißen“ auch heutzutage Zähne. Der Zahnarzt aber und der Arzt „zieht“ den Zahn, er setzt die Zange richtig, d. h. mit Kunst an, wackelt ein bißchen daran und heraus ist der Schmerzbringer, der Nachtruhestörer. Zugegeben, der Schmerz mag durchdringend sein, aber er dauert doch nur kurze Zeit an. Die meisten Menschen setzen sich zum Zahnziehen hin, als ob es auf Leben und Tod ginge, als ob sie einen ganz besonders heldenhaften Entschluß gefaßt hätten. Viele besinnen sich auch noch in dem Augenblicke, wo die Zange im Munde sitzt und fahren mit ihren Händen dazwischen. Das ist verhängnisvoll, dabei kann das Instrument leicht abrutschen und der Zahn wird dabei nur teilweise entfernt. Die Unruhe des Patienten kann aber auch ansteckend auf den Zahnziehenden wirken: ist es einem anfangs doch selbst, als empfände man den Schmerz. Darum kalt Blut auf beiden Seiten. In der Sprechstunde spielt sich der Vorgang etwa folgendermaßen ab:

Patient: „Mein Zahn ist schlecht und tut mir weh.“

Arzt: „Öffnen Sie, bitte, Ihren Mund, ist es der?“

Patient: „Ja — eine kleine Pause —“

Arzt: „So, jetzt schreien Sie mal ganz laut: Au!“

Patient: „Auuuuuu!“

Arzt: „So, da ist er — ausspülen — Adieu!“

Es wird auch für jeden wichtig sein, zu wissen, was man dem Arzte mitteilen muß